Sollen fremde Sprachen gepflegt oder abgeschafft werden?

Von F. A. Schaffelt.

Da die Vereinigten Staaten die englische Sprache als Landessprache adoptiert haben, so ist es natürlich nicht nur recht und billig, daß jeder sich bemühen muß, sofern er aus einem anderen Lande eingewandert ist, daß er diese Sprache auch verstehen lernt, soweit ihm das in anbetracht der Umstände und seines Alters möglich ist. Bei vielen, besonders wenn sie bei vorgerücktem Alter unser Land betreten, ist das nur in beschränktem Maße möglich. Ebenso ist es erschwert bei solchen, die sich — was aber sehr erklärlich und natürlich ist — gruppenweise als Stammeszugehörige irgendwo niederließen. Wer aber hier geboren und aufgewachsen ist, sollte alles tun, sich eine möglichst gute Kenntnis der Landessprache zu verschaffen. Das ist seine Bürgerpflicht!

Will er einmal eigenen Besitz haben, will er in öffentlichen Fragen mitreden, mithandeln und mitstimmen, will er einmal ein Amt bekleiden, und sei es auch das allergeringste, z. B. das eines Straßenaufseyers (Road Boß), will er ins Geschäftsleben treten, oder will er auch nur intelligent Handel treiben mit andern, so ist überall die Kenntnis der Landessprache nötig, d. h. er muß sie verstehen, sprechen, schreiben und lesen können. Das kann ihm im alltäglichen Leben nur von allergrößtem Nutzen sein. Im anderen Fau bleibt er immer von denen völlig abhängig, welche die Landessprache beherrschen.

Das Land, das uns eine Wohn- und Heimstätte gibt, das uns Schutz gewährt, das uns Rechte gibt, muß auch seinerseits das Recht haben, zu verlangen, daß man seine Sprache lernt, und daß es intelligente Staatsbürger erzieht. Es wäre töricht, ihm solches Recht absprechen zu wollen.

Nach dieser Seite hin — das wollen wir Eingewanderte offen eingestehen — ist von manchen und mancherorts gefehlt worden und es ist das Bemühen, sich die Landessprache anzueignen, nicht überall ein solches gewesen, wie es hätte sein dürfen.

Andererseits ist es auch wahr, daß Mitbürger höheren und niederen Ranges in ihrem Urteil die Verhältnisse und Umstände ganz außer Acht lassen, welche die Bemühungen zur Erlernung der Landessprache erschweren. Mit Geduld und Weisheit in der Behandlung der Frage wird daher viel mehr erreicht werden, als mit rücksichtslosem Verbieten - und Ausrottenwollen alles Angeerbten, alles Hehren und Teuren. Nativisten sind die am wenigsten geeigneten Leute, die Frage gerecht und sachlich zu behandeln.

Die nächste Frage für uns zu beantworten wäre, ob es wahr ist, daß die Kenntnis der amerikanischen Sprache mit Ausschluß des Gebrauchs einer anderen Sprache jemand befähigt, ein besserer Bürger zu sein, und er dadurch ein echterer Amerikaner wird.

Auf die Antwort auf diese Frage läuft der Ansturm gegen den freien Gebrauch von fremden Sprachen in unserem Lande schließlich hinaus.

Man sagt uns: „Das amerikanische Volk muß einheitlicher gemacht werden. Die Menschen müssen mehr zusammengeschmolzen werden. Da ist hier ein „Klein-Schweden", dort ein „Klein-Deutschland", dorten ein „Klein-Norwegen" oder ein „Klein-Böhmen" etc., jedes mit seinen Sonderinteressen, Eigenarten und Zielen. Das muß aufhören. Verbieten wir ihnen, die Sprache ihrer Stammesgenossen zu gebrauchen, dann werden wir bald unser Ziel erreichen und alles gut amerikanisch gemacht haben." —

Das klingt sehr plausibel, aber der tatsächliche Beweis dafür, daß nur der ein guter Amerikaner ist, der nur die Landessprache versteht oder gebraucht, darin denkt und fühlt, ist noch nicht gebracht worden und wird nie gebracht werden können. Es ist eine unbestrittene Tatsache, daß, wenn Eingewanderte eine Besuchsreise in die alte Heimat machen, sie sich dort meist nicht wieder dauern niederlassen, obwohl ihnen die hier erworbenen Mittel unter ihren Stammesgenossen ein bequemes Leben gestatteten. Warum bleiben sie nicht im alten Vaterland? Der Grund ist, daß sie das Adoptivvaterland mit seinen Vorzügen lieben gelernt haben und sich jetzt da heimisch fühlen. Was das alte Vaterland ihnen gab und aus ihnen machte, das schätzen sie hoch und verwerten es in der neuen Heimat. Hier gedenken sie zu bleiben, hier wollen sie ihr Leben beschließen, hier haben sie für ihre Nachkommen eine Heimstätte bereitet. Wäre es nicht töricht, so unsinnig, wenn man von diesen Leuten annehmen wollte, sie halten es mit einem fremden Land, sie sind keine treuen und guten Amerikaner? Derselbe Vorwurf trifft in solchem Fall dann auch die, welche aus Großbritannien nach Amerika ausgewandert sind, also die Engländer, die Schotten und die Irisch-Amerikaner. Nein, nein, die Herübernahme von Sprachen und Charaktereigentümlichkeiten in unsere neue Heimat hat dem Land noch keinen Schaden gebracht und macht aus den Eingewanderten keine schlechteren Bürger.

Es gibt aber sehr viele, die nur amerikanisch sprechen, die keinen Zusammenhang mit irgendeinem europäischen Land haben, aber trotzdem rechtschlechte amerikanische Bürger sind. Die Herren Nativisten wollen nur gefälligst in die Gefängnisse gehen. Da werden sie finden, daß dort der Prozentsatz derer, die nur amerikanisch reden und keine weitere Sprache kennen, sehr viel größer ist als die Zahl derer, die außer der Landessprache noch eine andere Sprache reden können.

Wie aber die Kenntnis und der Gebrauch von fremden Sprachen neben der Landessprache keinen zu einem schlechteren Bürger macht, so behaupten wir im Gegenteil, daß die Kenntnis von fremden Sprachen uns fähig macht, dem Lande weit größere Dienste zu tun, als wenn wir nur auf eine Sprache angewiesen sind.

Diesen Satz werden wir zu beweisen suchen.

Wir sind eine Nation, zusammengesetzt aus Nationen. Das Hauptkontingent der fremdsprachigen Nationen, wenn wir von den Angelsachsen absehen, bilden die teutonischen Stämme. Diese Eingewanderten kamen nicht als Bettler ins Land, auch dann nicht, wenn sie keinen Cent mehr hatten, als sie sich niederließen. Fast ausnahmslos brachten sie eine ordentliche Erziehung, wertvolle Charaktereigentümlichkeiten, herrliche Lieder, ihre Musik, ihre besonderen Talente, ihren Glauben, ihre Sprache, eine kernige, feste Gesundheit, Willigkeit, die ersten großen Entbehrungen zu ertragen, und noch manches andere Wertvolle mit. Diese Gaben haben sie dem Adoptivvaterland geschenkt und lassen sie ihm und ihren Nachkommen zugute kommen. Nur vermittelst dieser Güte war es möglich, das Land, das sie sich erworben haben, groß und herrlich zu machen. Wären sie anspruchsvoll und faul gewesen, dann hätten sie bald erfahren, daß Amerika nicht das Schlaraffenland ist, wo die gebratenen Tauben ihnen in den Mund fliegen. Nun, da sie das Land haben helfen groß und reich machen, da sie ihm willig das mit saurem Fleiß Erworbene zur Verfügung stellen, will man ihnen sagen: Ihr seid keine guten Amerikaner, wenn ihr nicht amerikanisch fühlt, denkt und redet. Will man uns gefälligst sagen, was das spezifisch Amerikanische ist? Nach unserem Verstand ist das amerikanisch, was wir, die wir hier Bürger geworden sind, aus unserem Lande machen. Dabei hat alles Gute und Edle, alles Wahre und Hohe, einerlei ob es aus England oder Deutschland, aus Schweden oder Norwegen, aus Rußland oder Italien stammt, seine Berechtigung. Auch die Sprache gehört dazu. Ja, sie erst recht; denn durch sie werden die Charakterzüge der Völker am besten bewahrt und erhalten. Wir haben es immer als einen besonderen Vorzug unseres Landes angesehen, daß die Charaktereigentümlichkeiten der verschiedenen Nationen sich hier in unserem Lande vereinigen können. In keinem anderen Lande ist das in solchem Maße der Fall wie bei uns.

Aber die Erhaltung der Sprachen hat noch einen anderen Wert für unser Land. Nach dem Krieg werden wir noch weniger wie vorher isoliert bleiben. Der Völkerverkehr wird sich noch weit mehr ausdehnen. Sollen wir dann im Verkehr mit anderen Völkern als die Dummen dastehen, die nur eine Sprache kennen? Oder sollen wir unsere Kinder fremde Sprachen mühsam aus Büchern lehren, wenn wir es ihnen so leicht im Umgang und zu Hause beibringen können? Jedermann weiß, daß es nur wenige dahin bringen, eine Sprache aus Büchern so zu lernen, daß sie sie wirklich verstehen oder gar sprechen können.

Wollen wir aber gar den Charakter, das Tun und Treiben, den Handel und Wandel anderer Völker kennen lernen, dann müssen wir unbedingt erst ihre Sprache kennen. Nein, wir stehen uns als amerikanisches Volk selbst im Licht, wenn wir unserem Volk die Freiheit nehmen, andere Sprachen in unserer Mitte zu kultivieren. Unsere Landessprache wollen wir lernen, gründlich lernen, ehren, achten und gebrauchen, aber im übrigen lasse man jeden reden, beten, singen und froh sein, so wie es ihm vom Herzen kommt und zumute ist. Dann werden wir ein vielseitiges, reichbegabtes Volk sein, unserem Amerikanertum wird es nichts schaden, und der Welt im Großen werden wir nützlicher sein.

— Kennt das Leben. „Sie sagt, sie würde lieber elend mit mir sein, als glücklich mit einem anderen."

„Das Eheleben wird häufig auf dieser Grundlage verbracht, mein Lieber."

—Danke, es geht! „Bekommen Sie auch reichlich zu essen in Ihrem neuen Kosthaus?"

„Na, es geht so! Wenn meine Wirtin das Doppelte von dem geben würde, was sie gibt, dann würde ich mir Hälfte davon satt werden."

Die Kunst der Erziehung.

Von Arthur Brausewetter.

Ist die Erziehung eine Wissenschaft? Ist sie eine Kunst?

Das ist die Frage, die immer wieder aufgeworfen wird. Zweifellos gibt es eine Wissenschaft von der Erziehung, diese selbe aber in ihrer praktischen Betätigung ist Kunst. Die große Kunst, denn sie gilt dem Höchsten und Letzten allen Könnens: der unmittelbaren Verwirklichung des Menschenideals in der Persönlichkeit.

Aber jeder Künstler weiß es und erfährt es mit tausend Schmerzen: je höher er sein Ideal spannt, je heißer der Wunsch nach seiner Realisierung, um so bitterer die Empfindung des Zurückbleibens hinter dem Erjehnten, um so herber die Enttäuschung.

Die Erziehung ist nicht nur die größte, sie ist die schwerste unter allen Künsten. Sie ist so schwer, daß man oft genug vor die Frage gestellt wird: Gibt es überhaupt das, was wir mit dem Namen Erziehung benennen? Ist diese nicht vielmehr eine Illusion, ein Wahn unserer menschlichen Sehnsucht? Ich möchte heute ganz und gar nicht wissenschaftlich, nicht einmal philosophisch schreiben. Aus der nüchternen Erfahrung nur möchte ich schöpfen. Sie aber lehrt, wie unendlich problematisch alles das ist, was wir „Erziehung" nennen. Daß alle Wissenschaft, alles Lesen und Theoretisieren wenig zur rechten Erziehung nützt, daß diese ganz allein durch das Vorbild gewirkt wird, ist eine alte Weisheit. Aber auch mit dem Vorbild ist es ein eigen Ding. Das Problematische selbst der Erziehung durch das Vorbild wird am handgreiflichsten den Eltern zu Gemüte geführt, die eine Anzahl von Kindern besitzen. Auf alle wirken sie mit derselben Kraft und Liebe ihres Vorbildes, mit genau denselben Lehren ein. Und wie ganz verschieden, wie entgegengesetzt ist das Resultat. Der eine nimmt willig an, der andere lehnt hartnäckig ab.

Woran scheitert so manche Erziehung?

Nicht an ihrer Lässigkeit nur, im Gegenteil sehr oft an ihrer zu starken Aktivität. Daran, daß man erziehen will und nur erziehen. Ein rechter Erzieher hat mehr passiv als aktiv zu sein. Die erste Aufgabe heißt für ihn nicht handeln, sondern als Zuschauer sich verhalten. So viele Eltern können ihre Kinder gar nicht erziehen, weil sie sie gar nicht kennen. Studiere die Seele deines Kindes — und dann wirke auf sie ein. Folge ihr durch alle Phasen ihrer Entwicklung, und dann suche diese zu beeinflussen. Die große Kunst verlangt zuerst Selbstversenkung, verlangt innerliche Weihe vor äußerlicher Betätigung. Erziehung ist intensive Selbstarbeit, ist Selbstentwicklung. Menschen, die sich nicht mehr selbst entwickeln, sind unfähig zu jeder Erziehung. Fertige Erzieher gibt es so wenig wie fertige Künstler.

Früher galt es als die schwerere und wichtigere Aufgabe, Knaben zu erziehen. Heute, wo die Frauenfrage noch etwas Unbestimmtes, Fließendes oder doch schon sich Formendes darstellt, weiß jeder Erziehende, daß das aufwachsende Mädchen seine geistigen Kräfte in noch höherem Maße in Anspruch nimmt. Es ist heute schwerer, ein Mädchen zu einem gesunden, normalen Menschen zu erziehen als einen Jungen. Eben weil alles noch so gärend ist, weil man von dem Verheißenden nichts versäumen und doch nicht ungesunde Bahnen betreten will. Die erzieherische Beantwortung ist hier oft erdrückend.

Sehr viele pädagogische Bücher sind in letzter Zeit erschienen. Manches Richtige und Beherzigenswerte wissen sie zu sagen. Aber eins habe ich in ihnen allen vermißt, eins, das mich sowohl für die Erziehung des Knaben wie des Mädchens die Hauptsache dünkt.

Wer das Leben kennt, der weiß, daß es vor allem — Widerstandskraft erfordert. Je mehr Widerstandskraft, um so mehr Lebensfähigkeit. Ueber den Widerstandslosen aber gehen die Wogen dahin. Denn mögen Poeten und Humanisten das liebe Leben mit tausend schönen Dingen vergleichen, im Grunde ist es etwas sehr Reales: eine Machtfrage nämlich. „Sei im Besitze, und du wohnst im Recht — und heilig wird's die Menge dir bewahren" — wer wollte die nüchterne Zuverlässigkeit dieses Wortes in Zweifel ziehen?

Wir machen ferner die Erfahrung, daß gerade die Arglosen, die vornehm Vertrauenden im Leben am liebsten getäuscht werden, daß die mit heiligen Idealen Erfüllten am ehesten einen Schiffbruch erleiden, von dem sie sich nicht wieder erholen. Es hat etwas Ergreifendes, ein Kind, einen jungen Menschen zu sehen, der das Herz voller Vertrauen und Liebe zur Welt und den Menschen in ein Leben geht, das ihn um so grausamer anpackt, je subtiler und feinnerviger er von gleichfalls feinfühligen Eltern erzogen ist.

Haben die nun wirklich recht, die immer sagen, die Korrektur in dieser Beziehung müsse allein der Erfahrung überlassen werden? Es gäbe hier, so schmerzend sie unter Umständen auch sein könnte, keine andere Möglichkeit.

Nein, sie haben ganz und gar nicht recht. Den Eltern und Erziehern erwächst gerade in dieser Hinsicht eine Pflicht, die ihnen nicht ernst genug ans Herz gelegt werden kann.

Es genügt ganz und gar nicht in der Erziehung, die doch nichts anderes ist als Bildung der Persönlichkeit für ein recht reales Leben, immer und immer wieder nur mit idealen Faktoren zu arbeiten. Ja, wenn es wirklich ideale Faktoren wären! Aber wir Deutschen haben nun einmal die Gepflogenheit, Idealismus mit blasser Theorie oder mit matter Sentimentalität zu vergleichen. Und nirgends tritt diese Begriffsverwechslung so schädigend und verhängnisvoll auf wie in der Erziehung. Indem der mit „Wichtigerem" beschäftigte Mann sie fast ausschließlich der Frau überläßt und meist erst eingreift, wenn es zwecklos ist, verweichlicht er die echt männliche Kunst. Gewiß gibt es Frauen, die von Natur aus viel pädagogischer veranlagt sind als ihre Männer, die Künstlerinnen sind, wo jene nur Dilettanten oder gar Stümper. Im ganzen aber muß man der heutigen Erziehung den schweren Vorwurf machen, daß sie viel zu weichlich geworden — in bezug auf die Bildung des Gemütes und des Herzens, daß hier eine Sentimentalität gezüchtet wird, welche die unumgänglich notwendige Widerstandskraft dem Leben und den Menschen gegenüber von vornherein illusorisch macht.

Ist es nicht möglich, daß innerliche Vertiefung mit seelischer Abhärtung Hand in Hand geht? Gibt es keine männliche starke und stärkende Idealität? Nun wohl, hier liegt das erstrebenswerte Ziel der modernen Erziehung. Der vielgehätschelte Sport aber ist nicht der alleinseligmachende Weg.

Es gilt vielmehr, die zu optimistischen Vorstellungen von Welt und Menschen, die zu weichen Wallungen des Gemütes, besonders, wenn sie das Gebiet des Sentimentalen oder gar der verwandten Nervosität streifen, mit weiser, starker Hand zu dämmen, Ideale nicht zu töten, aber sie zu vermännlichen, sie lebensfähig und lebenskräftig zu machen, indem man ihre Realisierung nicht aus dem Auge läßt und das Verschwommene von ihnen beizeiten zu tilgen sucht. Es gilt den Blick nicht immer und immer nur zu öffnen für die Welt und Menschen, wie sie sein sollten, sondern endlich auch einmal dafür, wie sie in Wirklichkeit sind. Es gilt mit einem Wort, den Charakter deines Sohnes, deiner Tochter zu bilden, indem du ihn langsam sicher stählst, die kindlich weiche Seele, solange du noch ihr Führer bist, genau so abzuhärten, wie du es mit dem Körper erstrebst, damit sie führerlos nicht einmal zerbrochen wird. Es gilt schließlich, nach einem Ausspruch aus Goethes „Wilhelm Meister": „Dein Kind so zu erziehen, daß es dermaleinst die Umstände so viel wie möglich bestimmt und sich so wenig wie möglich von ihnen bestimmen läßt.

Beleidigung.

„Sie sind eigentlich etwas sehr jung für den Dienst in einer Apotheke, Kunden zu empfangen und zu bedienen," sagte eine Dame zu dem jungen Manne, der in der Apotheke hinter dem Ladentische stand.

„Vielleicht," war die Antwort, „aber womit kann ich dienen?"

„Ja, sieht denn Ihr Prinzipal nicht ein, wie gefährlich es ist, einen so jungen Menschen, einen Knaben, auf solchen Posten zu stellen?"

„Ich bin vollständig imstande, Sie zu bedienen," erklärte der junge Mann ruhig und artig.

„Wissen Sie nicht, daß Sie leicht jemand vergiften können?" fragte die Dame.

„Da ist keine Gefahr," bekam sie zur Antwort. „Aber, womit also kann ich dienen?"

„Es wäre am Ende doch besser, ich ginge in die andere Apotheke, im nächsten Block," meinte die Kundin, indem sie der Tür zuschritt.

„Ich kann Sie ebenso gut und ebenso billig bedienen, wie die in der anderen Apotheke."

„Nun denn," sagte die Dame, „ich möchte drei Stücke Toilettenseife haben."

— Vorschlag zur Güte. „Herr Baron schulden mir jetzt 30,000 Mark und sagen selbst, daß Sie nicht zahlen können! (Zeigt eine Photographie.) Diese Dame sollten Sie heiraten — die besitzt das Doppelte!"

„Nee, mein Lieber! Wissen Sie was: heiraten Sie das alte Möbel und zahlen Sie mir die Differenz heraus!"

Verhängnisvolle Briefe.

Von Dr. Ella Mensch.

In dem Nachwort zu Kügelgens „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" stehen die Worte: „Briefe an vertraute Freunde, Kinder und nächste Verwandte sind nicht für den Druck geschrieben, und man sollte verehrten Menschen nicht das Unrecht tun, Schriften von ihnen zu veröffentlichen, die sie selbst vorher noch zehnmal umgearbeitet haben würden." Selten ist jedoch diese an sich so einleuchtende Mahnung beherzigt worden. Denn die Versuchung ist zu groß, bei bedeutenden Personen alles hervorzuholen, was auf ihr Privatleben Bezug hat.

Gewiß gibt es Briefe, die geradezu einen weiten Leserkreis verlangen. Das gilt von dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe und ähnlichen Korrespondenzen. Bei anderen aber hat der Leser geradezu das Gefühl: das gehört nicht vor das Publikum.

Diese Empfindung überkommt einen besonders, wenn man die kürzlich im Inselverlag erschienenen, literarhistorisch interessanten Briefe Friedrich Nietzsches an den Baseler Theologen Franz Overbeck liest. Der einsame Philosoph mußte sich oft Lasten vom Herzen schreibend abwälzen. Wenn er aber je hätte annehmen müssen, daß jene unfreundlichen Bemerkungen über die einzige Schwester durch den Druck hätten gleichsam verewigt werden können — er würde das Papier eher in tausend Fetzen gerissen haben, als daß er es den Weg nach Basel zu dem nüchternen Freunde hätte antreten lassen.

Je einflußreicher eine Persönlichkeit im geistigen oder politischen Leben dasteht, desto größeres Gewicht wird auch ihren privaten, vollends gar schriftlichen Aeußerungen beigemessen. Als vor vielen Jahren in Darmstadt die Briefe der Großherzogin Alice von Hessen an ihre Mutter, die Königin von England herausgegeben wurden, war aus ihnen vorher sorgfältig so ziemlich alles entfernt worden, was auf die Politik Bezug nahm. Ohne Zweifel verloren die Briefe dadurch viel für die Sensationslüsternen.

Um die Frage der Echtheit oder Verfälschung der sogenannten Kassetten- oder Schatullenbriefe dreht sich die Untersuchung der Schuld oder Unschuld der Maria Stuart. Ihre Gegner in England nahmen die Echtheit dieser aus dem Gefängnis ihren Schreibern diktierten Briefe an und legten sie bei dem Prozeß gegen die Schottenkönigin als unbrauchbare Beweisstücke vor. Neuere Forscher erklären sie für grobe Entstellungen. Diesen Standpunkt hatte auch bereits Schiller eingenommen.

Die denkbar schicksalsschwerste und verhängnisvollste Rolle hat in der Jugend Friedrichs des Großen ein Brief gespielt. Der, den er im Jahre 1730 kurz vor der geplanten Flucht nach England an seinen Freund Hermann Katte von Ansbach aus mit näheren Weisungen geschickt hatte. In der Eile war vom Kronprinzen nicht „Berlin" als Bestimmungsort des Briefes, sondern nur „über Nürnberg" auf die Adresse gesetzt worden. Das war für ihn und den Freund verderbenbringend. Der Brief ging nicht nach Berlin, sondern wurde einem Vetter Kattes, der in Erlangen auf Werbung stand, eingehändigt. Diesem Rittmeister erlaubte sein soldatisches Ehrgefühl nicht, ungeachtet aller verwandtschaftlichen Gefühle für den Vetter, den folgenschweren Brief für sich zu behalten, vielmehr nötigte es ihn zur Anzeige.

Eine andere, ganz entgegengesetzte günstige Wirkung haben im späteren Leben des Preußenkönigs Briefe, gleichfalls vertraulicher Natur genützt! Diejenigen, die er an den Zar Peter III. richtete und in welchen er ihm dringend empfiehlt, seiner Gemahlin Katharina mit Liebe und Hochachtung zu begegnen. Als nach dem gewaltsamen Tode ihres Gatten diese Briefe Friedrichs in die Hände der Kaiserin Katharina fielen, die sich bis dahin seitens des Preußenkönigs keiner freundschaftlichen Gesinnungen bewußt geworden war, bewirkte ihr Inhalt, daß Katharina ihre Meinung änderte und in dem letzten Kriegsjahr die Haltung wohlwollender Neutralität annahm.

Wie vorsichtig man mit Briefen umzugehen hat, die den Charakter eines diplomatischen Aktenstückes tragen, lehrte den feigen und später auch noch grausamen König Ferdinand IV. von Neapel das Schicksal eines Briefes, den er vom König von Spanien erhalten hatte und aus welchem eine für England unvorteilhafte Gesinnung sprach. Die Gemahlin Ferdinands, die leidenschaftliche Königin Karoline, die sich um die Politik mehr kümmerte, als der König, schenkte damals ihr Vertrauen der englischen Gesandtin, der berüchtigten Lady Hamilton, in deren Banden der ruhmgekrönte Nelson lange Jahre schmachtete. Diese hatte nichts Eiligeres zu tun, als den bedeutungsvollen spanischen Brief ihrem Liebhaber zu verraten, woraufhin dann die englische Regierung erfolgreiche Gegenmaßregeln treffen konnte.

Doch nicht immer sind es Verrat, Taktlosigkeit oder böser Zufall, die einen Brief zur Katastrophe werden lassen. Oft genügt die einfache Tatsache, daß der Brief überhaupt geschrieben wurde, um eine Krisis oder einen Bruch heraufzubeschwören. Das ist gewöhnlich der Fall, wenn der Adressat nicht in der Stimmung ist oder nicht den guten Willen hat, die Meinung des Schreibers richtig zu verstehen.

Durch einen Brief sind Klopstock und Goethe auseinander gekommen. Ersterer hatte sich aus reiner Freundschaft veranlaßt gesehen, dem jungen Verfasser des „Werther" ernstmahnende Vorstellungen zu machen über das wild-genialische Treiben in Weimar, das sowohl für Goethe wie für den Herzog verderblich werden könne. Darauf antwortete Goethe: „Verschonen Sie uns ins Künftige mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen nichts und machen uns immer ein paar böse Stunden. Glauben Sie, daß nur ein Augenblick meiner Existenz übrigbliebe, wenn ich auf alle solche Briefe, auf all solche Anmahnungen antworten sollte."

Das war nun gerade nicht sehr liebenswürdig geantwortet von dem nun fünfundzwanzig Jahre jüngeren Goethe. Klopstock sagte ihm bald danach die Freundschaft auf.

Eine Wiener Gerichtsverhandlung.

Richter (zum Angeklagten): „Sie heißen?"

Angekl. (deklamierend): „Net viel und Joseph Novak."

Richter: „Wohin sind Sie zuständig?"

Angekl.: „Natürlich nach Wien."

Richter: „Sie, ich würde Ihnen raten, hier einen andern Ton anzuschlagen!"

Angekl. (zum Gerichtstische vortretend, in gütigem Tone): „Mein lieber Herr kaiserlicher Rat, ich, ich muß mich doch verteidigen können!"

Der Angeklagte soll in einer dunklen Nacht ein dunkles Verbrechen versucht haben, indem er auf einen harmlosen Passanten einen „blitzenden Gegenstand" ohne jeden Grund zückte. Der Passant lief davon und Novak glaubte, da müsse er ihm nachlaufen. Er schrie, der müsse den „Pülcher" unbedingt haben. Damals war es seiner Alkohol, der Novak rebellisch gemacht hatte. Er war nachmittags ausgegangen, um einen „verlorenen Sohn" zu suchen. Er suchte auch einige Zeit und ging dann seinen gewohnten Weg ins Wirtshaus.

Angekl. (entrüstet): „Aber einen blitzenden Gegenstand, (nachdenkend) einen blitzenden Gegenstand? Ah, der hat meine Schnapsflasche für einen Dolch gehalten. Ja, ja, die blitzt immer.".....

Der Richter fragt den Zeugen, ob es möglich ist, daß es sich um eine Flasche gehandelt hat. Der Zeuge sagt verwirrt, das wisse er nicht.

Richter (zum Angeklagten): „Was haben Sie denn mit der Flasche wollen?"

Angekl.: „Ich hab' sie am Nepomuk Vogl-Platz herausgenommen, um g'schwind einen Schluck zu machen."

Der Richter sprach den Angeklagten, der sich zu einer Rede anschickte, rasch frei. Der strafbare Tatbestand ließ sich ja nicht nachweisen. —

Abgetrumpft.

Im Jahre 1770 war der greise Husarengeneral Zieten zu einer Abendgesellschaft im Schlosse zu Berlin geladen. Auch die schöne Schauspielerin Karoline Döbbelin war zugegen, und alte wie junge Kavaliere waren bemüht, ihr den Hof zu machen. Der alte Haudegen Zieten schien großen Gefallen an der liebenswürdigen Künstlerin zu finden und zeichnete sie in ritterlicher Weise durch mancherlei Artigkeiten aus — zum größten Verdruß des jungen Grafen v. Rutowsky, der sich vergebens um die Gunst der schönen Karoline bemühte. Um seinen Aerger über die Bevorzugung Zietens Luft zu machen, richtete er ganz unvermittelt an den General die Frage: „Wie alt sind Sie denn eigentlich, Exzellenz?" Zieten lächelte und sagte, sich den weißen Bart streichend: „Wahrhaftig, das weiß ich in diesem Augenblick nicht so genau, aber das weiß ich, daß ein Esel mit zwanzig Jahren viel älter ist, als ein Mensch, der siebzig zählt!"

— Drastischer Rapport. „Seit der Privatier Mooshuber beim Spiritistenklub ist, traut er sich keine Nacht mehr heim!"

„Wieso denn?"

„Wissen Sie, in der letzten Sitzung haben wir den Geist seiner verstorbenen Frau zitiert, und als wir Rapporte verlangten, ist ihm sein Waschgeschirr nebst einem Stiefelzieher an den Kopf geflogen!"

Die astronomische Uhr im Straßburger Dom.

Die herrliche Kathedrale in Straßburg ist als Ganzes eine der vornehmsten Sehenswürdigkeiten durch die schöne und reiche Fassade, durch die feine Gliederung ihres Turmbaus, durch die Mächtigkeit und Erhabenheit ihrer gesamten Erscheinung. Im Innern ist das Münster dagegen verhältnismäßig arm an dem gewohnten Ausschmuck so bedeutender katholischer Kirchen. Sein Stolz und seine größte Merkwürdigkeit ist vor allem die berühmte astronomische Uhr im südlichen Querschiff, ein meisterhaftes Kunstwerk von Schwilge, der es von 1838 bis 1842 erbaute. Er gab damit dem Münster zurück, was es schon seit alter Zeit als solche Sehenswürdigkeit besessen. Denn ein ähnliches Kunstwerk erhielt das Innere des Münsters in Straßburg schon im Jahre 1352, und Dasypodius, ein gelehrter Professor der Mathematik und Astronomie, erbaute eine andere Uhr 1570, welche 1789 zerstört und durch die jetzige von Schwilge ersetzt wurde. Fort und fort ist sie der Gegenstand der Neugier aller Besucher der Kirche, und namentlich um die Mittagsstunde, wenn sie ihren ganzen Kunstmechanismus zeigt, stehen dichtgedrängte Gruppen von Bewunderern davor. Nach der Chronik hat der Erbauer der ersten Kunstuhr, Isaak Habrecht, dieselbe derartig zerstört, daß das Geheimnis ihres Mechanismus unwiederbringlich verloren gegangen war. Habrecht tat dies aus Rache an seiner undankbaren Vaterstadt, da er durch das Urteil des Straßburger Magistrats geblendet werden sollte, damit kein zweites derartiges Werk von ihm geschaffen werden könnte.

Ein Globus zeigt zunächst den Lauf der Sterne; hinter demselben ist ein immerwährender Kalender, an welchem eine Apollostatue mit einem Pfeil das jedesmalige Datum anzeigt; links ein die kirchliche Zeitrechnung angebender Mechanismus, rechts die Sonnen- und Mondgleichen. Darüber ein Zifferblatt zur Bestimmung der mittleren Zeit, über demselben ein Planetenraum, noch höher die Mondphasen auf einem gestirnten Himmel.

Auf der ersten Galerie schlägt ein Engel die Viertelstunden auf einer Glocke an, welche er in der Hand hält; ihm zur Seite kehrt ein Genius jede Stunde seine Sanduhr um. Höher oben deuten die um das Totengerippe, welches die Stunden ausschlägt, hervortretenden Figuren die Altersstufen: Knabe, Jüngling, Mann und Greis (die vier Viertel der Stunde) an. Unter der ersten Galerie tritt Tag für Tag aus einer Blende die symbolische Gottheit des Wochentages, Apoll am Sonntag, Diana am Montag usw. In der höchsten Blende des Werks bewegen sich bei dem Glockenschlage Zwölf die zwölf Apostel um den Heiland. Auf der Spitze des für die Gewichte erbauten Seitentürmchens links schlägt ein Hahn mit den Flügeln, reckt den Hals, öffnet den Schnabel und läßt täuschend durch das ganze Münster hallend seinen Ruf vernehmen. Das Bildnis des Meisters ist hier ebenfalls angebracht.

Das ganze kunstvolle Uhrwerk ist für unbegrenzte Zeit gearbeitet, eine Art von jenem ewig gesuchten Perpetuum mobile, über welches so viele sich schon die Köpfe zerbrochen und welches, als eine sich selbst erzeugende und stetig fortsetzende Bewegungskraft, doch immer durch die unabweisliche Abnutzung auch des härtesten Stoffes wieder Problem wird. Die Uhr im Straßburger Münster reguliert um Mitternacht des 31. Dezember alle ihre Tausende von Räderwerken selber zu den Veränderungen, die das neue gewöhnliche oder Schaltjahr mit sich bringt, und der vollständige Kalender beginnt dann aufs neue seine regelmäßige Tätigkeit.

Als noch Frieden herrschte.

General Leonard Wood erzählt eine Anekdote aus der Friedenszeit von einem Kapitän, dem als „Orderly" ein neuer Rekrut zugewiesen worden war.

„Sie haben meine Schuhe, meine Knöpfe, meinen Gürtel usw. zu reinigen, ferner mich zu rasieren, und mein Pferd samt Sattelzeug reinzuhalten. Hierauf haben Sie nach der Baracke zu gehen, bei Auftragung des Frühstückes zu helfen und nach dem Frühstück beim Aufwaschen mit Hand anzulegen. Um acht Uhr haben Sie anzutreten und bis um 12 Uhr zu exerzieren —"

„Entschuldigen Sie, Herr Kapitän," unterbrach ihn hier der Rekrut, „ist außer mir noch jemand in der Armee?"

— Undankbar. Professorin: „Ach, Otto, ich bin nicht glücklich mit Dir!"

Professor: „Du wirst Dich doch nicht von einem Manne scheiden lassen, der das ganze „Nibelungenlied" fast auswendig weiß!"